

# Sich erinnern

Autor(en): **Mohler, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **34 (1992)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971902>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Sich erinnern

von Hans Mohler

Wer die Schwelle des Alters überschritten hat, lässt sich von der Zeit nicht mehr so leicht mittragen wie in jüngeren Tagen. Aktuelles wird zwar noch zur Kenntnis genommen und auch verarbeitet, aber es verliert den Wert an sich immer mehr zugunsten seines Platzes im Lebenszusammenhang. Um es an einem Beispiel zu zeigen: Seit einiger Zeit in Masein zu wohnen, hat sein Schönes als tägliches Erleben, gewinnt aber eine ganz andere Bedeutung dadurch, dass es eine Rückkehr ist, das Schliessen eines Kreises, dessen Linie vor mehr als sechzig Jahren begann. Wie sah die Welt damals aus, vor allem eben die Maseiner Welt? Die Erinnerung hat es aufbewahrt, und sie begleitet jeden Gang durchs Dorf und die Umgebung. Ich sehe heute noch manches mit den Augen des Schulkindes, das ich damals war, ja mehr noch: Ich *bin* ein Stückweit noch dieses Schulkind. Man legt die Kindheit nicht ab wie ein zu eng gewordenes Kleid. Sie gehört auch heute noch zum Lebensstoff, und enden wird sie erst mit dem Tod.

Den grösseren Teil der Kindheit habe ich allerdings in Thusis verbracht. Die damalige Schule war eine Winterschule, und so mögen ein paar jahreszeitliche Eindrücke, vom Herbst bis zum Frühling, die Erinnerungen abrunden.

Das Maseiner Schulhaus stand (und steht noch heute) mitten in der Häuserzeile des Oberdorfes. Es ist ein einfacher Bau mit hellbraunen Fensterläden. Im Kellergeschoss war damals die Sennerei eingerichtet, die während der drei Monate, die die Milchkühe auf der Alp

verbrachten, stilllag. Das Erdgeschoss enthält ein grosses Schulzimmer, das zu meiner Zeit bloss für den Handarbeitsunterricht der Mädchen benutzt wurde. Einige Jahre später nahm es die Unterschule auf.

Unsere Schule war noch eine Gesamtschule, die alle neun Klassen umfasste. Wir hatten unser Schulzimmer im ersten Stock. Die Einrichtung war sehr einfach: braungestrichene Viererbänke mit aufklappbaren Schreibflächen und eingelassenen Tintenfassern. Zwei Wandtafeln. Ein Tavetscherofen aus bräunlichgrünem Speckstein. Ein Harmonium, ein Gestell mit Büchern, ein Tisch.

Jeweils um acht und um ein Uhr läutete das Glöcklein auf dem Türmchen. Ich bin nie dazugekommen, an seinem Strick im oberen Gang zu ziehen, denn das Läuten war ein eifersüchtig gehütetes Privileg der grösseren Knaben. (Ich bin jedoch nicht sicher, ob ich, falls ich das privilegierte Alter in Masein erreicht hätte, zum Läuten zugelassen worden wäre. Als Nichtbauernkind und Nichtmaseiner hatte man keinen Anspruch auf Vorrechte. Man musste sie sich nehmen und notfalls mit den Fäusten verteidigen. Das war nicht meine Sache. Wahrscheinlich hätte ich mir eingeredet, das Läuten sei nicht so wichtig).

Die Frau, die am frühen Morgen den Ofen geheizt hatte, liess die Haustüre unverschlossen, und so waren die Schüler meist schon eine Viertelstunde vor der Zeit im Zimmer. Ich habe unsern Lehrer oft vom Fenster aus in höchster Eile vom Unterdorf her in die Strasse einbiegen sehen, wenn das Glöcklein bereits läutete. Für

die Pausen, eine am Vor- und Nachmittag, gab es kein Zeichen. Der Lehrer gewährte sie uns nach Gutdünken und beendete sie mit dem Ruf «Vorwärts» zum offenen Gangfenster hinaus.

Leonhard Philipp befand sich an der Grenze des Pensionsalters. Er war ein eher kleiner, schlank gebliebener Mann mit grauem Haar und weissem Schnurrbart. Ich habe ihn in der Schule nie anders als in einem braunen Kleid gesehen. Sein faltiger Nacken war braungebrannt, seine grobschlächtigen Hände passten eher zu einem Bauern. Das war er nebenbei auch, denn das Schuljahr dauerte sechsundzwanzig Wochen, vom 15. Oktober (sofern dieser Tag nicht gerade auf einen Samstag oder Sonntag fiel) bis zum 15. April. Weihnachtsferien waren ebenso unbekannt wie freie Nachmittage, mit Ausnahme des Samstags. Die Bauern des Dorfes hatten den Lehrer in Verdacht, er erhole sich im Winter von der anstrengenden Sommerarbeit auf den Feldern und werde dafür fürstlich bezahlt. (Fürstlich bezahlt: Ich habe in den Jahren 1941–44 selber erfahren, wie die Besoldung eines Dorflehrers aussah. Ohne zusätzlichen Verdienst im Sommer hätte man selbst als lediger Mann nicht das ganze Jahr davon leben können. Und als Erholung durfte man das gleichzeitige Unterrichten sämtlicher neun Klassen an sechs Vor- und fünf Nachmittagen auch nicht gerade bezeichnen. Ich spreche auch da aus Erfahrung).

Für das gesamte Schulmaterial waren die Eltern zuständig. Die Schiefertafel, deren heller Holzrahmen im Laufe der Woche täglich um eine Schattierung grauer oder bräunlicher wurde, musste am Samstag am Brunnen mit Seife und Bürste blankgefegt und nach dem Trocknen mit Griffel und Lineal liniert oder kariert werden. Die Griffel lagen in einer zweistöckigen hölzernen Schachtel mit Schiebe- deckel. Wenn man diesen ein Stückweit herauszog, konnte man den Oberteil ausschwenken. Das untere Fach gehörte dem Bleistift, dem Federhalter samt Federbüchse und dem Radiergummi. Farbstifte hatte ich zwar zu Hause, hütete mich aber, sie in die Schule mitzunehmen, denn erstens wurden sie dort nicht

gebraucht, und zweitens war etwas vom ersten, was ich lernte: nicht auffallen.

In der ovalen Schwammbüchse keimten manchmal Bohnen. Das Vorhandensein eines Tafellappens wurde jeden Montagmorgen kontrolliert, zusammen mit dem Pflegezustand der Tafel.

Hefte brauchten wir Erstklässler noch nicht. An Büchern wurde ein Rechenbüchlein und das Lesebüchlein verlangt. Wer ältere Geschwister hatte, übernahm die Lehrmittel von ihnen, ein Grund, weshalb Neuschöpfungen äusserst ungerne gesehen wurden. Als ich in die zweite Klasse kam, schrieb der Kanton ein neues Lesebuch vor. Das Jammern und Wehklagen darüber war gross, obwohl es eine für die damalige Zeit sehr brauchbare, anregende Lektüre war. Ich erinnere mich des Schmutztitels, auf dem ein giftiges Männchen zu sehen war, das einen Stecken drohend erhob. Darunter stand in Schreibrift:

*Ein Jun, gubt vüß Lüz mir vüß!  
Hütet ud von Flurken.  
Nur im Riß und Ofen mußt,  
Luz uf mit dem Flurken.*

Unser Erstklass-Lesebuch hiess Bündner Fibel. Die farbigen Illustrationen stammten vom Bergeller Giovanni Giacometti, auf den mein Vater grosse Stücke hielt. (Den Sohn Alberto, später in Paris zur Berühmtheit geworden, hat Papa bei seinen Besuchen im Bergell als jungen Burschen kennengelernt.) Der sehr schön in deutscher Fraktur geschriebene Text ging erst auf den letzten zehn oder zwölf Seiten in Druckschrift über. Verfasser und Schreiber war der Thusner Lehrer Bartholome Tschupp, bei dem schon meine Mutter zur Schule gegangen war und der später auch meine jüngere Schwester Agatha betreute. Auf diese Weise waren Text und Bilder der Bündner Fibel mit meiner Familie verknüpft, und ich habe denn auch, bis ich Mitherausgeber einer Basler Lesebuch-Reihe wurde, nie eine ähnliche enge Beziehung zu einem Lehrmittel gehabt.

Nachdem Leonhard Philipp die Anfangsgründe im Schreiben und Rechnen gelegt hatte, übergab er die Kontrolle unserer Arbeiten oft einer älteren Schülerin, denn er liess sich, wenn er sich mit andern Klassen beschäftigte, nicht gern stören. Meist war es Emmi Grigis von Dalau, eine bleiche, sommersprossige Siebtklässlerin. Ich habe den Ziegenbockgeruch, der in ihren Kleidern hing, noch in der Nase.

Manchmal hatte man eine Arbeit beendet, bevor der Lehrer Zeit hatte, uns dranzunehmen. Dann durfte man sich eines der Bücher vom Gestell holen. Mich interessierte vor allem eine dicke Schweizergeschichte mit doppelseitigen Illustrationen, und ich habe mich oft mit der Schreibarbeit beeilt, um als erster fertig zu sein und mir das auch von den andern begehrte Buch zu sichern. Besonderen Eindruck machte mir die Morgartenschlacht: Gewaltige Baumstämme und Steinbrocken polterten den steilen Hang herab auf den Reiterzug. Getroffene Pferde lagen am Boden, und andere versanken mit ihrer schweren Panzerung im See. Die nachdrängenden bäumten sich und warfen ihre Reiter ab, und in die sehr drastisch dargestellte Verwirrung stürzten sich die Eidgenossen mit ihren nängelstarrten Morgensternen.

Die musikalische Entsprechung dieses Buches waren unsere Lieder: Lasst hören aus alter Zeit von kühner Ahnen Heldenstreit, oder Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. (So etwas sangen zwar die alten Eidgenossen nicht, denn sterben, das taten vor allem die anderen, es sei denn, man verband damit eine unsterbliche Heldentat.) Gesungen wurde meist zu Unterrichtsbeginn um acht Uhr, gelegentlich auch vor vier Uhr, und ab und zu erhielten wir auch musikalische Theorie: Wo das letzte Kreuz steht, heisst die Note si, wo das letzte b steht fa. Aber welches war das letzte Kreuz oder b, wenn es mehr als eines gab? Wir Erstklässler staunten, dass die Grossen es (mehr oder weniger) wussten.

Wir sangen einstweilen einfach nach dem Gehör mit, den Text nach Gutdünken behandelnd. Ich wunderte mich beispielsweise, was «kühne Ranen» im Sempacherlied heissen

sollte. Später, als Mama irgendwo einen zerlesenen oder besser: zersungenen «Heim» (Lieder für das Schweizer Haus oder so ähnlich) aufgetrieben hatte, fielen mir die redensartlichen Schuppen von den Augen.

Leonhard Philipp verbot uns Anfängern das Mitsingen nicht, war sich aber wohl darüber im klaren, dass wir den Gesamtchor erst nach vorbereitender Schulung bereichern konnten, und so rief er uns ab und zu nach vorn zum Harmonium. Die Windlade tretend, spielte er uns zuerst einstimmig, dann zweistimmig einfache Melodien vor, die wir nachsingen mussten. Später kam der Text dazu. Ich erkenne heute einige Methodik in diesem Unterricht, denn das allererste Lied «An dem Bache, an dem See», kam mit ganzen drei Tönen aus und konnte zweistimmig gar nicht gesungen werden. Das nächste, «Uns ist wohl, herrlich wohl», liess sich mit Daumen und Zeigefinger spielen, denn die zweite Stimme verliess nirgends die Terz. Erst das dritte, «Gold'ne Abendsonne», verlangte den Übergang zur Sext.

Einen ähnlichen Aufbau stellte ich im Zeichnen nicht fest. Leonhard Philipp war zwar ein Sänger, aber kein Zeichner. Ich erinnere mich nicht, auch nur die einfachste bildliche Darstellung von seiner Hand an der Wandtafel gesehen zu haben. Zeichnen hiess bei ihm abzeichnen. Die Vorlagen dazu befanden sich auf dem gleichen Gestell wie die allgemein zugänglichen Bücher. Es waren Ornamente, stilisierte Blatt- und Blütenformen, Wappen und einfache Geräte. Man zeichnete sie mit dem Griffel auf die Tafel ab, wenn man nichts anderes zu tun hatte, oder in der wöchentlichen Zeichenstunde auf einen Block, mit dessen Papier man äusserst sparsam umging, denn er musste in Thusis für teures Geld gekauft werden und sollte ein volles Schuljahr vorhalten. So haben wir meist fast so viel radiert wie gezeichnet.

Ich erinnere mich meiner ersten Erfahrung mit der Perspektive, die übrigens in Philipps Lehrplan nicht vorgesehen war. Ich wollte meine Griffelschachtel zeichnen, aber nicht in einer öden Draufsicht oder Seitenansicht, sondern mit drei sichtbaren Flächen. Ich mass mit dem Lineal die Stirnseite (Breite und Höhe)

und übertrug die Masse auf die Tafel. Dann machte ich es ebenso mit der Langseite und verband die drei Linien durch die Oberkante und die rechte Seitenkante der verdeckten Stirnseite. Das Resultat verblüffte mich: Mein Gebilde war viel zu lang geraten, und überdies verdickte es sich nach dem entfernten Ende zu. Hatte ich falsch gemessen? Ich verglich meine gezeichnete Länge mit der wirklichen am Objekt. Die Masse stimmten, auch Höhe und Breite der verdeckten Seite. Dennoch vermochte ich im Abbild meine Griffelschachtel nicht zu erkennen.

Statt den Lehrer zu fragen (hätte er mir helfen können? Ich bezweifle es), löschte ich die Missgestalt aus und holte vom Gestell eine Vorlage. Die gab keine Probleme auf, man musste sie nur so genau als möglich abzeichnen. Allerdings war dies ziemlich schwierig, und der Lehrer nahm es sehr genau. So erhielt ich in meinem ersten Zeugnis im Zeichnen bloss eine Einsbiszwei statt der erwarteten Eins. Auch ein Malerkind fällt eben nicht als perfekter Zeichner vom Himmel. Wenigstens nicht in Masein.

Zum Turnen kamen wir selten. Zwar gab es im Gemeindesaal einige Sprossenwände, aber Philipp konnte damit nicht viel anfangen, und so benutzten wir sie kaum. Im Herbst und im Frühling zogen wir mit rotlackierten Stangen aus, um ein Stück Feld zu messen. Wichtigstes Hilfsmittel war der Kreuzstock, der auf einen Stecken geschraubt werden konnte. Durch seine Sehschlitze erkannte man, ob die eingesteckten Stangen eine gerade Linie bildeten, und überdies fand man damit den rechten Winkel der Dreieckshöhe. Die Grossen, fast ausnahmslos zukünftige Bauern, waren bis zum Ende ihrer Schulzeit imstande, ein ebenes Stück Land auszumessen.

Meist blieb an solchen Nachmittagen (die Mädchen verbrachten sie in der Nähsschule) noch etwas Zeit für einfache Spiele, etwa Barrlauf oder ein Ballspiel, das wir «Vieregglä» nannten: Die eine Partei besetzte die vier Ecken eines Quadrats, die Angehörigen der andern Partei betraten einzeln den Spielraum und wurden von der Eckpartei gejagt, indem

diese den Ball in der Diagonalen oder auch den Seiten entlang einander zuwarf, bis sich eine günstige Gelegenheit zum Schuss bot. Wurde der Einzelne getroffen, schied er aus und wurde durch einen andern Spieler ersetzt. Ging der Schuss jedoch fehl, musste der Schütze einem andern Platz machen. Falls kein Ersatz mehr vorhanden war, blieb eine Ecke unbesetzt. War die Jägerpartei auf einen einzigen Spieler zusammengeschmolzen, mussten sämtliche noch nicht getroffenen «Hasen» ins Spielfeld. Der Jäger durfte seinen Platz wechseln, aber nur von einer Ecke aus schiessen. Nach dem ersten Fehlschuss gab es Parteiwechsel.

(Später, als Sekundarschüler in Thusis, betrieben wir dieses Spiel in jeder Pause mit wahrer Leidenschaft. Einer unserer Mitschüler, Andreas Elmer von Flerden, war ein Meisterschütze. Ihn durch Ducken, einen Spreizsprung oder blitzschnelles Vor- oder Rückwärtshüpfen «auszumachen» galt als Heldentat. Seine saftigen Treffer landeten meist an der Hüfte oder am Oberschenkel und haben uns manche blauen Flecken eingetragen.)

Die Maseiner Pausenspiele waren von anderer Art, denn erstens eignete sich der kleine, unebene Schulplatz nicht für Ballspiele, und zweitens wollten die Mädchen auf die Mitwirkung nicht verzichten. Sehr beliebt war «Spiessrutenlaufen». Da dafür der Schulplatz nicht genügte, dehnten wir die Spielzone auf das halbe Oberdorf aus. Das Spiel begann damit, dass ein ausgelostes Kind zunächst einen Kameraden einfing. Zu zweit (man musste sich an der Hand halten) wurde die Jagd fortgesetzt. Der dritte hingte sich an oder durfte das Zweiergespann einzeln unterstützen, bis er mit dem Vierten ein neues Paar bilden konnte. Der zuletzt Eingefangene musste das nächste Spiel beginnen. War dieser Erste ein Knabe, fing er in den meisten Fällen zuerst ein Mädchen ein, das dann für die ganze Spieldauer mit ihm verbunden blieb. Andere Arten der Annäherung waren verpönt. Meine Sympathien in diesem Spiel zum Ausdruck zu bringen, war mir nicht oft vergönnt, denn es wurde von den Grossen dafür gesorgt, dass ich beim Auslosen

frühzeitig ausschied. So konnte ich meine Hoffnungen einzig darauf setzen, als Letzter eingefangen zu werden.

Von den Grossen hatten die Kleinen und besonders ich als nicht ganz Zugehöriger (ich wohnte im ersten Schuljahr zudem als einziger Schüler im Unterdorf) auch sonst allerhand zu leiden. Sie stellten uns ein Bein, rissen unsere Mützen vom Kopf, schlugen uns den Pausenapfel aus der Hand, rieben uns mit Schnee ein oder verboten uns das Mitspielen. So zog ich es oft vor, mich gleich am Anfang der Pause in eine Ecke zu verdrücken und zuzuschauen.

Andererseits waren die Herren Maseiner manchmal froh um mich. Ich machte in der dritten Klasse keine groben Schreibfehler mehr, denn ich war ein grosser Leser (was man von den Maseinern nicht behaupten konnte), und so holten sie sich bei mir Rat, wenn sie nicht wussten, ob man «Wolke» mit ck schreibt oder «Laterne» mit tt oder rr.

\*

Oktoberanfang in Thusis: Das ist in meiner Erinnerung ein kühler, fast frostiger Morgen. Das ist der Widerschein des Himmels auf den grauen Pflastersteinen der Dorfgasse, das erste Sonnenlicht auf der Schneekante des Piz Beverin. Das ist der Dampf des kochenden Schweinefutters aus der dunklen Küche. Das ist der Schattensee des Talgrundes, auf dem eine noch grüne Baum- und Wieseninsel schwimmt, grell angestrahlt vom Morgensonnenschein, der durch den Schyn herausströmt, und man begreift plötzlich, weshalb der Schyn der Schyn heisst. Das sind die bräunlich fahlen Alpweiden am Heinzenberg mit einem unwahrscheinlich blauen Himmel darüber. Das ist der scharfe Geruch von gefallenem Nussbaumlaub.

Was noch?

Wespen auf geplatzen Kannenbirnen im Strassenstaub, Kränze aus Apfelschnitzen, die unter den Fenstern des Nachbarhauses hängen, Geruch von schwarzem Holdermus, Rauch von einem Unkrautfeuer, die langen Schatten der gefüllten Säcke auf dem Acker, das Gepolter der Kartoffeln, wenn sie am

Abend durch den Holzkänel vom Kellerfenster zum Haufen hinab purzeln.

November: Aufstehen bei Licht, prasselndes Feuer im Ofen. Auf dem Schulweg splittert Eis in den Pfützen vom letzten Regen. Die Bäume sind kahl, das Laub liegt um den Stamm herum ausgebreitet wie eine runde, grobe Decke. Wenn die Sonne, gegen zehn Uhr, den Lärchwald über dem Dorf erreicht, verändert sich das Licht in den noch schattigen Gassen: Es wärmt plötzlich. Wer den Lärchwald sehen kann, erschrickt fast vor der goldbraun flammenden Mauer. Die einzelnen Lärchen in der tannendunklen Flanke des Crapteig scheinen den Wald anzuzünden. Erster Schnee auf den Domleschger Bergen, das ferne Lärchenfeuer hält ihn von uns ab. Korallenrote Urnen im kahlen Dorngebüsch: Hagebutten. Gegen Mittag schwebt über den Dächern ein silbergraues Rauchgespinst. Jeder Hausgang duftet nach den Äpfeln, die im Keller liegen. Am Nachmittag streifiges Föhwölck über den bleichen Bergen. Es dämmt früh, und wenn um halb sieben Uhr die Feierabendglocke läutet, ist es schon stockdunkle Nacht. Die Welt besteht dann nur noch aus Lampenschein und Ofenwärme.

Der Dezember ist in Thusis ein dunkler Monat, auch wenn die Sonne scheint. Gäbe es nicht eine tiefe Lücke zwischen dem waldigen Felsklotz des Crapteig und der Valojawand, die älteren Dorfteile erhielten um die Zeit der kürzesten Tage überhaupt kein Sonnenlicht. Viel ist es trotz der Lücke nicht, kaum mehr als die Stunde zwischen halb zwölf und halb eins.

Der Dezember ist in meiner Erinnerung ein kalter Monat. Die Vorfenster sind mit dicken Eisblumen bedeckt. Das Wasser im Rathausbrunnen raucht. Vor dem Haus ist das Schweineblut, vermischt mit den abgeschabten Borsten und abgezogenen Schalen, im Schnee eingefroren. An der Türfalle bleibt die Hand kleben. Jede Dachrinne ist mit langen Eiszapfen besetzt. Das Bett im ungeheizten Schlafzimmer ist so kalt, dass man sich nur zusammengekauert hineinlegt und bloss nach und nach die Beine auszustrecken wagt. Am Morgen fährt man schnell in die Kleider.

Eine Wintergarderobe war bei uns unbekannt. Die Buben trugen bis ins Konfirmandenalter ihre gefütterten kurzen Hosen. Allerdings reichten die nusschalenbraunen Wollstrümpfe bis zur Mitte des Oberschenkels hinauf. Sie waren mit einem breiten Gummiband am Hosenbund angeknöpft. Über dem Hemd trug man einen gestrickten Pullover, im Freien jedoch weder Mantel noch Windjacke. Handschuhe wären lächerlich gewesen. Die hohen Schuhe waren grob genagelt, der Schnee blieb kleben und taute im Schulzimmer auf. Man kannte nichts anderes als kalte Füße. Holzschuhe wären freilich wärmer gewesen, aber die trugen nur die ärmsten Kinder. Eine gestrickte Kappe oder eine Norwegermütze wärmte wenigstens die Ohren.

Adventszeit: Es wird geschlachtet, gewurstet, eingesalzen, geräuchert. Birnbrot und Weihnachtsgebäck wandern auf Blechen zum Bäcker. Birnbrot: Schnitze aus gedörrten Kannenbirnen, die frisch und roh fast ungeniessbar sind, weil die Gerbsäure im Halse würgt, werden mit Weinbeeren, Nusskernen, einer Mischung von Gewürzen (in jeder Haushaltung nach eigenem Rezept) und Schnaps zusammengeknetet und in mürben Brotteig eingeschlagen.

Ein Birnbrot vor dem Weihnachtstag anzuschneiden, hätte als sträfliche Unsitte gegolten.

Adventszeit: Die Oberschüler singen mit ihrem alten Lehrer Cloetta jeden Sonntagabend auf den Strassen. Drei Buben tragen auf einen Hut montierte Kartonröhren voraus. Die ausgeschnittenen Figuren, mit farbigem Transparentpapier hinterklebt, leuchten vom Schein der brennenden Kerze im Innern.

Am Heiligen Abend versammeln sich alle Schulkinder kurz vor sechs Uhr auf dem dunklen Schulplatz. (Manche Klassen haben vorher in ihrem Schulzimmer noch das Weihnachtslied geübt.) Beim ersten Anschlagen der Kirchenglocken setzen sich die Erst- und Zweitklässler in Bewegung, die übrigen Klassen folgen, die Sekundarschüler am Schluss. Der lange Zug biegt beim Schlössli in die Untere Gasse ein und wendet sich auf dem Rathaus-

platz dem Kirchenstutz zu. Die Kirche ist überfull, doch hat man genügend Bänke für die Schüler freigehalten. Im Chor steht ein mächtiger Weihnachtsbaum, ja schon eher eine Tanne. In grossen Körben stehen Geschenkpakete bereit, klassenweise geordnet. Das Singen geht an die Ehre der Klassen und ihrer Lehrer. Während des Übens in der Adventszeit wurde das Lied wie ein Geheimnis gehütet. (Ich habe es meinen beiden Schwestern nie entreissen können.) Nun setzt es Überraschungen ab, und nachträglich wird Kritik geübt. Es ist das reinste Sängerefest.

Weihnachten in Thusis: Nach der Feier in der Kirche der Christbaum in unserer Stube. Keine Tanne, bloss ein bescheidenes Bäumchen, beim Förster für wenig Geld erstanden. Es steht auf dem Tisch in der Ecke. Mama hat es mit Kerzen geschmückt, mit ein paar vergoldeten Tannzapfen und Nüssen, mit einem Dutzend Halbmonden, Sternen und Herzen aus blankgeputztem Messing. Für jedes von uns dreien hängen eine gläserne Glocke und ein gläserner Vogel mit einem Schwanz aus Borsten am Baum. Bescheiden sind auch die Geschenke: Puppen in selbstgenähten Kleidern für die Mädchen, ein Buch (Der Kleine Brehm) für mich. Dazu Praktisches: Strümpfe, Wadenbinden, eine Skikappe. Man singt ein bisschen (in späteren Jahren werde ich auf der Geige mitspielen), packt dann die Geschenke aus.

Nana liebt das Kerzenlicht nicht. – No, jetzt könnt ma de äppa löscha, sagt sie immer wieder, bis wir es wirklich tun. Eine kleine Mahlzeit im Schein der Lampe über dem runden Tisch, denn vor der Schulfeste sind wir Kinder zu aufgereggt zum Essen gewesen. Der Briefträger kommt noch mit Paketen, er tappt im Dunkeln bis zum Treppenpodest vor den Schlafzimmern. Und dann knirscht plötzlich der Schnee von vielen Füßen, gedämpftes Stimmengewirr dringt zu den Fenstern herein: der Allgemeine Männerchor. Er stellt sich auf dem Rathausplatz in einem Ring auf. Lehrer Wild stimmt an. Wir öffnen einen Fensterflügel. «Herr, mein Wirt, ich bin dein Gast» singt der Chor mit mächtigen Bass- und hellen Tenorstimmen, wie er das gleiche Lied seit zweihun-

dert Jahren am Heiligen Abend gesungen hat. Eine Atemwolke steht über dem dunklen Ring, trüb durchschienen vom Licht der vier Stangenlaternen, die mitgetragen werden.

Der Ring löst sich in eine Reihe auf, die Männer hängen einander mit den Armen ein, und der Zug verschwindet zwischen den Gasthäusern zum «Schäfli» und zum «Sternen», den Kirchenstutz hinab.

In späteren Jahren zogen wir uns warm an und folgten ihm ins Neudorf und hörten auch das zweite Lied, «Wie schön leucht' uns der Morgenstern», das abwechselungsweise mit dem ersten gesungen wird.

Den Weihnachtsmorgen verschliefen wir meistens, es war ja der erste Ferientag. Nach dem Mittagessen, das Nana in der Ofenröhre zubereitet und zu dem Tante Ida ein kunstvolles Dessert beigesteuert hatte, ging ich meist skifahren, nicht weit an den Berg hinauf, wie man das heute macht, sondern über den Nolla hinüber zum Oberboda oder auf eine hügelige Wiese hinter dem Schloss Tagstein, die seltsamerweise «Frankreich» heisst.

Beim Zunachten begannen wie in der Adventszeit die Oberschüler wieder zu singen. Dirigiert habe ich ihren Chor nicht nur in den zwei Jahren, als ich ihr Lehrer war, sondern auch noch später, allerdings nur am Weihnachtsabend. Mein Nachfolger an der Oberschule war Hans Zinsli von Valendas. Er war noch unverheiratet und hätte den Weihnachtstag gern zu Hause verbracht. So bot ich ihm an, mit seinen Schülern auf der Strasse zu singen, damit er schon am Heiligen Abend nach der Feier in der Kirche heimfahren konnte. Für mich waren die zwei Stunden in der Kälte kein grosses Opfer. Er aber hätte den ganzen Tag in seinem Volkshauszimmer verträdeln oder extra nochmals von Valendas herreisen müssen.

Nach fünf oder sechs Jahren liess sich Hans Zinsli nach Chur wählen. Später traf ich mit ihm jeweils in den Landwehr-Ergänzungskursen zusammen. Er war der beste Spielführer, den ich je hatte, auch menschlich gesehen. Ich habe ihm in meinem Militär-Roman «Regimentsspiel» (dort heisst er Meuli) ein kleines Denkmal gesetzt. Dass ich ihn gut getroffen

habe, hat er selber mir bestätigt. Was hier auf diesen Blättern über ihn geschrieben steht, wird er nicht mehr zu Gesicht bekommen: Er ist, 57jährig, gestorben.

Am späteren Abend sang wieder der Allgemeine Männerchor, diesmal die Lieder «Das Heil der Christen ist geboren» und «Auf, ihr Christen allzumal, schauet, Gott ist zu uns kommen.»

Eine Anmerkung zum Namen des Chores und zu den Liedern:

Es gab in Thusis einen Männerchor, wie an anderen Orten auch, der das ganze Jahr durch Proben abhielt und irgendeinmal im Laufe des Winters in der Turnhalle konzertierte, im Sommer Sängerbefest besuchte, wenn es hoch kam, sogar eidgenössische, und sich gesellschaftlich als Crème der Thusner Männer verstand. Der Allgemeine Männerchor hingegen bestand nur an Weihnachten und am Silvester. Jeder Thusner vom Sekundarschulalter an, der Lust dazu hatte, durfte mitsingen. Vor dem Auftreten in der Öffentlichkeit kam man zu einer kurzen Übung im Saal des Hotels «Splügen» zusammen. Dirigent war Lehrer Sigmund Wild, nach dessen plötzlichem Tod der damalige Männerchordirigent Martin Thöni. Es ging sehr demokratisch zu: Jeder wählte sich seine Stimme selbst, und nach dem ersten Lied, im Spital oder beim Straja-Brunnen gesungen, löste sich der Ring in eine Reihe auf, und jeder Sänger hängte sich links und rechts in die Arme des Nachbarn ein, ganz gleich, ob das nun einer der hablichen Kaufleute war oder ein Waldarbeiter oder Tagelöhner.

Die Lieder stammten zum grössten Teil aus dem «Singenden und spielenden Vergnügen reiner Andacht, oder: Geistliche Gesänge, nach der Wahl des Besten gesammelt, zur Erweckung des innern Christenthums eingerichtet und mit musikalischen Compositionen begleitet von Johannes Schmidlin, Pfarrer zu Wetzikon und Seegreben.» Ich besitze ein Exemplar der «fünften und privilegierten Auflage», die 1792 in Zürich «bey David Bürkli» gedruckt wurde. Eines, das Altjahrslied «Das alte Jahr geht nun zu Ende», das auch die Oberschüler sangen, gehört zum Bestand des



«Musicalischen Halleluja, oder schöne und geistreiche Gesänge, mit neuen und anmuthigen Melodien begleitet, und zur Aufmunterung zum Lob Gottes», von Johann Caspar Bachofen. Seine «sibende und privilegirte Aufg», 1759 gleichfalls zu Zürich «in Bürgklicher Truckerey» erschienen, steht neben dem Schmidlin auf meinem Bücherbrett.

Die Originale sind alle dreistimmig gesetzt (Cantus I und II, Bassus Generalis). Die Buchseiten weisen Spuren regen Gebrauchs auf. Da es aber mit der Zeit zu umständlich war, die dicken Wälzer mitzutragen, und da die nachrückenden Generationen, von neu zugezogenen Sängern ganz abgesehen, immer grössere Schwierigkeiten hatten, sich die beiden Gesangbücher zu verschaffen, nahm sich in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts der damalige «Vorsänger» Martin Wild die Mühe, die traditionellen Lieder vierstimmig einzurichten und in einem handlichen Heftchen zu vereinigen. Es wurde inzwischen mehrmals neu aufgelegt und ist noch erhältlich.

Langjährige Sänger wie ich, die bei der einmal gewählten Stimme geblieben sind, können die Lieder auswendig.

Auch der Abend des Stefanstages gehörte dem Allgemeinen Männerchor. Die beiden Lieder dieses Abends gelten als die schönsten: «Hosianna», von den vierzig oder fünfzig Bässen mächtig intoniert, fortgesetzt durch die barocken Fiorituren der beiden Tenorstimmen (mit ebensovielen Sängern) auf die Worte «Ehre sei Gott in der Höhe». Dann das gleichfalls responsorische, posaunenselige «Auf, Geister des Himmels, auf Burger der Erden, posaunet die Wunder der Ewigkeit aus.»

Wer wie ich mit diesen Liedern aufgewachsen ist, richtet es wenn immer möglich ein, an Weihnachten in Thusis zu sein. Seit unserer Übersiedelung nach Basel im Frühjahr 1954 haben wir nur zweimal eine Ausnahme gemacht. Beide Male schienen uns die Feiertage ohne Stimmung zu sein. Wir verbrachten sie in den vier Wänden wie gewöhnliche Sonntage, doch unter der Müdigkeit glomm die leise Wehmut des Ausgeschlossenenseins, und die Lieder tönnten mir, von der Distanz nostalgisch ver-

klärt, im Ohr. Natürlich sind es nicht nur die Lieder, sondern es ist das Gefühl des Dazugehörens, das einen an diese alten Bräuche bindet. Mein Vater hat mitgesungen, wenn auch bloss als Hereingeschneiter, den es bald wieder davonwehte, mein Grossvater, sicher auch der Grossvater des Grossvaters und wohl auch noch dessen Vater, und sie alle leben ein klein wenig weiter darin, denn sie haben die selben Worte gesungen, sind auf den gleichen Plätzen gestanden, und alle äusserlichen Veränderungen haben dem Brauch nichts weggenommen.

Ich habe fast nur im Imperfekt darüber berichtet. Das soll jedoch nicht heissen, der Brauch sei tot oder am Absterben. Er hat sein volles Leben bewahrt: Der Ring ist nicht schmaler geworden, und die Zuhörer, die den Sängern von Platz zu Platz folgen, sind heute viel zahlreicher als früher. Dennoch habe ich in den letzten Jahren angefangen, Vorbehalte zu machen, nicht gegen den Brauch oder die Einstellung der heutigen Thusner dazu, aber dagegen, dass der Brauch immer mehr zu einem Alibi wird. Man kann nicht einen alten Brauch sorgsam pflegen, daneben aber seinen Hintergrund verkommen lassen. Vor Jahren sagte mir einer, als ich erst am Abend des Stefanstages in der Probe auftauchte: – Gsiat ma dii au entlih amaal? Du bisch miar a heitara Thusnar. Ich antwortete ihm: – Wenn iar dia Undar Gass abgrupft hent, gsiasch mi nid amaal meh zualoosa.

Die halbe Untere Gasse mit ihren Torbögen und ihrem Kopfsteinpflaster ist inzwischen einem seelenlosen Verwaltungsgebäude gewichen, in dem sich kein abendliches Fenster öffnet, wenn der Allgemeine Männerchor auf dem Rathausplatz singt.

Durch die Untere Gasse zogen wir am frühen Silvestermorgen vom Schulplatz her zum Rathausplatz und hinauf zum Oberen Platz, unentwegt aus vollem Hals unser «Silve-ster, Silve-ster» skandierend. Manchmal tönnte es auch nur «Sil-vest, Sil-vest». Die grossen Buben mit ihren gebrochenen Stimmen herrschten vor, doch hätten ihre Rufe monoton geklungen ohne die hellen Obertöne von uns Kleineren. Für Zucht und Ordnung sorgten die Bur-

schen der Knabengesellschaft, die schon in der Lehre steckten und gegen acht Uhr, wenn wir Schüler nochmals ins laue Bette krochen, ihren Arbeitsplatz aufsuchten. In strammem Schritt marschierten wir mehrmals ums Dorf, auch durch die Nebengassen. Von Zeit zu Zeit hielten wir an und sangen nach einer einfachen Melodie (ungefähr wie «Ich hab mich ergeben»): «Diese Gegend braucht Ruhe, diese Gegend braucht Ruh, und wenn diese Gegend Ruhe braucht, so braucht diese Gegend Ruh», worauf wir gleich in vollem Chor unser Silvesterrufen anhängten und weiterstapften durch den mehligem, zerfahrenen Schnee. Den Sinn dieses Singens habe ich nie begriffen, denn wir verschonten «diese Gegend» auf der nächsten Runde keineswegs mit unserem rhythmischen Geschrei.

Der Altjahrstag war ein ruhiger Arbeitstag. Man machte die letzten Einkäufe, putzte das Haus zum letztenmal. Den Nachmittag verbrachten wir Kinder auf dem Eisfeld, da wir zu Hause doch nur im Weg gewesen wären. Dort auf dem Rosenbühl konnte man ohne Aufsehen seinen Schulschatz treffen und mit ihm, wenn es hoch kam, einige Runden Hand in Hand drehen. Es gab Musik, und wenn es einem zu kalt wurde, setzte man sich ins holzgetäfelte Restaurant zu einem heissen Tee. Die Schlittschuhe mussten mit einem Vierkantschlüssel an die Schuhe angeschraubt werden. Sie lösten sich während des Fahrens oft, besonders, wenn das Leder der Absätze durch die Zacken der Schraubbacken zerrissen war. Mama löste das Problem, indem sie mit Nenis Schuhmacherwerkzeug ein schmales Stück Sohlleder in der richtigen Höhe am Absatz aufnagelte. Die Backen konnten nun nicht mehr abrutschen.

Beim Eindunkeln waren wir wieder zu Hause. Zwar dauerte es noch lange, bis die Oberschüler mit ihren Altjahrliedern beim Rathausplatz angelangt waren, denn sie hatten ihre Tour vor der Villa Guyer über dem Dorf begonnen und hatten sie über die Feldstrasse und die Alte Strasse ins äussere Neudorf fortgesetzt. Am Altjahrabend gab es überdies einen Unterbruch wegen des Gottesdienstes zwischen sechs und sieben Uhr. So wurde

es fast acht Uhr, bis sie den Kirchenstutz heraufkamen. Wir hatten einige Geldstücke so in eine Zeitung eingewickelt, dass der Teil mit den Münzen gewissermassen den Kopf eines Kometen bildete. Den papierenen Schweif zündeten wir an, sobald die Schüler sich aufgestellt hatten, und liessen die brennende Zeitung auf den Schnee hinabsegeln. Aus den Fenstern der Nachbarhäuser fielen ähnliche Feuerbrände. Schüler eilten herbei, zertraten die Flammen und schälten die Münzen aus dem angekohlten Papier. Das gesammelte Geld wurde im Frühling für die Schulreise verwendet.

Ich erinnere mich, dass wir am Silvesterabend 1932, als ich selber zu den Oberschülern gehörte, etwas mehr als dreihundert Franken zusammenbrachten. Das war für die damalige Zeit ein schönes Stück Geld. (Meine Mutter hatte als Störschneiderin einen Taglohn, ich betone: Taglohn, nicht Stundenlohn, von fünf Franken.) Eingeschlossen war die Hunderternote, die der damals noch reiche Herr Guyer jedesmal beisteuerte, wenn eines seiner fünf Kinder mitsang. In jenem Jahr war es der Sechstklässler Arnold.

Noch während die Oberschüler im Schulzimmer ihr Geld zählten, begann der Auftritt des Allgemeinen Männerchors. Das der Situation entsprechende Lied war Bachofens «Das alte Jahr geht nun zu Ende», während das zweite, «O ew'ger Fürst der Cherubinen» über die gemessene Zeit hinaus die Ewigkeit ins Auge fasste und damit diesem alten Jahr einen ernsten, würdigen Abschluss gab.

Der Chor ging gegen zehn Uhr auseinander, doch versammelte er sich in der ersten Stunde des neuen Jahres bereits wieder zur ersten Probe, diesmal nicht im «Splügen»-Saal, sondern im Restaurant der Konditorei Gyger. Der Dirigent hatte einige Mühe, den Tumult des gegenseitigen Glückwünschens abzukürzen und die Probe in Gang zu bringen. Oft platzten noch Verspätete herein, andere wollten unbedingt noch den gespendeten Kaffee austrinken, noch andere hatten etwas Stärkeres bestellt, das sie nicht im Stich lassen wollten, kurz: Es brauchte manchmal eine Engelsgeduld, bis der

hinterste und letzte Sänger sich bereit fand, sich darauf zu besinnen, weswegen er hergekommen war.

Es war nur ein einziges Lied, mit dem der Allgemeine Männerchor das neue Jahr begrüßte. Es begann mit «Kommt, Christen, jubilieret, das neue Jahr tritt an» und flehte in der zweiten Strophe das gewiss nicht unnötige göttliche Erbarmen auf Reiche und Arme herab. Die erste Station war das äussere Ende des Neudorfes. Am andern Ende bog man diesmal jedoch nicht beim Restaurant «Adler» in den Kirchenstutz ein, sondern sang auch noch jenseits der Nollabrücke und auf dem Weg ins Altdorf vor dem Pfarrhaus. Besonders schön tönte der Gesang in der engen Altdorfgrasse zwischen dem Rathaus und dem Oberen Platz, wo man sonst nie angehalten hatte. Nach dem Singen vor dem Schössli löste sich der Chor auf.

Wir Kinder waren nicht so lange aufgeblieben. Am früheren Abend hatte Nana es nicht verhindern können, dass die Christbaumkerzen zum letztenmal angezündet wurden. Wir sassen in der zunehmenden Dunkelheit und sahen gedankenverloren zu, wie die Flammen eines Stümpchens nach dem andern zu flackern begannen und mit einem Räuchlein erloschen. Später setzten wir uns zur letzten Mahlzeit des Jahres, und dann, gegen halb elf Uhr, war es für uns Zeit, zu Bett zu gehen. Die Erwachsenen blieben noch in der Stube sitzen, bis das alte Jahr aus- und das neue eingeläutet worden war, aber Mama musste uns versprechen, uns zu wecken, bevor der Männerchor sang. Zwar blieb auch sie nicht so lange auf, aber in einer solchen Nacht konnte sie nicht einschlafen, es war ja meistens mancherlei Lärm auf der Strasse, der trotz der Vorfenster ins Haus drang.

Januar: Die Gasse widerhallt von den Schellen der Holzfuhrwerke. Das dicke Winterfell der Pferde ist verschwitzt, das Schweifhaar ist in einen Knoten gebunden. Auf dem Rathausplatz springt der Fuhrmann ab und legt eine dicke Kette als Bremse unter die Schlittenkufen, denn der Kirchenstutz ist steil. Am Abend stehen die Pferde dösend vor dem «Schäfli»,

halbwegs zugedeckt. Der kurze, massive Schlitten ist leer.

Andere Lastschlitten kommen den Stutz herauf, beladen mit dicken Eisblöcken, die im Eiskeller der Brauerei den Sommer erwarten. Der Schnee ist mehlig und schmutzig. Dort, wo die Schlittenkufen ihn zusammengepresst haben, glänzt er wie Metall. Man hat sich an die Kälte gewöhnt. Das Dämmerlicht am Morgen und am Abend ist blau. Nach Schulschluss um vier Uhr ist es noch hell. Kinder rennen verkleidet durch die Gassen, andere rufen ihnen nach: «Maschggaräätli, Soldäätli, het a Schnützli und a Bäärtli.»

Februar: Die Tage, da das Dorf während der Tageshelle die meiste Zeit auf dem Grunde eines blauen Schattensees liegt, sind zu Ende. Die Alten sitzen über Mittag auf den Balkonen oder vor dem Holzschopf auf dem Scheitstock an der Sonne. Schnee rutscht von den Dächern. Auf den Strassen rinnt das Schmelzwasser und gefriert in der Nacht. Ein Hauch von Frühling liegt in der Luft, fader Geruch von Schneewasser und erwärmter Baumrinde.

März: Der Föhn räumt auf mit dem Schnee. Die Gasse im Altdorf ist ein Bach, der sich über einen schmutzigen Gletscher schlängelt. Schon stäuben die Haselbüsche, und die Weiden haben Kätzchen. Am Lärchenwald oben findet man die ersten Leberblümchen, die so blau sind wie Nanas Augen. Die Amseln singen im Abendschein. Eines Morgens hacken die Gemeindearbeiter die dicke Eisschicht über den Pflastersteinen im Altdorf weg: erster Frühlingstag. Auf dem Schulplatz zersägt Herr Bärtsch mit der elektrischen Kreissäge das Holz für den nächsten Winter. Sobald es gespalten ist, gibt es für die Schüler einen fröhlichen Tag. Das Holz muss auf dem Estrich versorgt werden.

April: Wie die Knoten eines graugrünen Netzes, das über die Bäume geworfen ist, schwellen die Knospen. Das Gras in den Baumgärten ist unwahrscheinlich grün. Schlehenbüsche stehen am Ackerrand wie frisch beschneit. Schwarz glänzt die umgepflügte Erde auf Nanas Acker. Über dem hellbraunen Lärchen-

wald liegt ein zartgrünes Licht. Die Schneeverwehungen auf den Kanten des Beverin schimmern wie matte Seide. Der Waldboden ist blau von Leberblümchen. Die Buben spielen endlos Ball, die Mädchen endlos mit Knöpfen statt Marmeln. Man sieht die ersten nackten Knie. Plötzlich ist zwischen den Altdorf- und Neudorfbuben (oder zwischen den Thusnern und

Maseinern oder Silsern) ein Krieg ausgebrochen, der mit Steinschleudern, Stecken, Ketten, Pfeil und Bogen ausgefochten wird und ebenso plötzlich endet. In den Gärten klingen Spaten und Stechgabel. Wenn um halb sieben die Feierabendglocke läutet, ist es noch nicht dunkel, und die Mütter haben Mühe, die Kinder ins Haus zu bekommen.



# • ANDREA PITSCH AG •

DIPL. ING. ETH/SIA

BAUUNTERNEHMUNG



**ST. MORITZ**

**082-3 44 50**

TELEFAX **082-3 24 80**

**THUSIS**

**081-81 22 42**

**081-81 47 88**

**AROSA**

**081-31 31 05**

**081-31 27 17**

**HOCHBAU**



**TIEFBAU**



**STOLLEN+TUNNEL**



**STRASSEN**



**BRÜCKEN**



**ABBRUCH**

